

Jenseits von Afrika

Auf La Palma kann man alles haben: Schwarze Strände, atmosphärische Orte, Lorbeer-Dschungel, Vulkan-Krater und den besten Fisch aller Kanaren-Inseln
Von Zsuzsa Bánk

Kann sein, dass es heiß wird, weil ein Wind aus Westafrika weht, und wir die Läden schließen, um uns zu verstecken, während die Vögel draußen, auf der Veranda, in ihren Käfigen weiterzwitschern. Kann sein, dass es kalt wird, oben in den Bergen, dort, wo die Nebelwände zusammenlaufen und wir nicht weitergehen können, weil wir nicht mehr wissen, wo ist Norden, wo Süden.

Überall auf La Palma kann sich das Wetter plötzlich ändern, kippen kann es, erwischen kann es einen, wie und wo es Lust dazu hat, aber dann fährt man weiter, dorthin, wo es anders ist, besser ist. Und deshalb fahren auch wir weg von der Cumbre, jetzt, da sie sich in Nebel hüllt, Richtung Meer, Richtung Los Llanos, und weiter nach Puerto de Tazacorte, wo sich die Sonne zeigt und der Wind Wolken jagt, über einen hellblauen Himmel.

Die nassen Jacken lassen wir im Wagen, kehren ein im "PlayaMont", mit Blick auf Meer und Strand, nehmen Platz unter Kokospalmen, die keine kanarischen sind, sondern karibische. Der Wirt, der aussieht wie Karl Valentin, wie ein braun gebrannter Valentin, hat sie mitgebracht von seinen karibischen Kreuzfahrten, als er Koch auf einem Dampfer und jünger war.

Im Schatten sitzen deutsche Überwinterer, spanische Geschäftsleute, Reisende aller Art, Familien, Generationen, trinken Wein, trinken Cañas, Bier vom Fass, und essen dazu alles, was aus dem Meer kommt und auf den Tellern landet: Garnelen, Muscheln, Oktopus und den besten, feinsten Fisch der Insel, vielleicht den besten, feinsten Fisch der Kanaren.

Nach dem "PlayaMont": Strandspaziergang, mit zwei Cañas im Blut, bei 31, vielleicht 33 Grad im Schatten. Gegen den Wind, ohne Schuhe über den schwarzen Sand, aufgeheizt seit dem frühen Morgen, bis dorthin, wo es nicht mehr weitergeht, vor riesigen Blöcken aus Beton, Wellenbrechern.

Wir klettern hoch, der Blick fällt auf einen kleinen Hafen, auf Häuser in Orange und Rosa. Boote schaukeln im Wind. Drei Minuten Sonne noch, dann prasselt Regen herab. Unsere Füße versinken sofort im nassen Sand, Hemd und Hose kleben auf der Haut. Kein Vordach, kein Unterschlupf weit und breit. Zurück durch peitschenden Regen, der nachlässt, sobald wir den Wagen erreichen.

Den Nachmittag verbringen wir in Los Llanos, schmuckes Städtchen an der Westküste, heimliche Hauptstadt der Insel, reich geworden durch Bananen. Straßenzüge im Abseits erinnern an die große Zeit der Bananenbarone - heute ein Abglanz. Prachtvillen, gekachelte Veranden, geschlossene Läden. Im Zentrum die ortsübliche Plaza de España, südliches Leben im Schatten von Lorbeerbäumen. Vor dem so genannten Casino, einer Art Club, sitzt die Altherrenriege in reservierten Korbstühlen, wirklich mit Strohhut und Siegelring, Zigarre in der einen, Glas in der anderen Hand. Um den Lauf der Welt müssen sie sich nicht mehr kümmern. Vielleicht ebenso wenig um die Geschichte: Eine Calle Generalissimo Franco führt zur Plaza.

Neben dem Club die Bar am Platz, bloß ein Kiosk, umzingelt von kleinen Tischen. Der Café Cortado - drei Viertel Kaffee, ein Viertel gezuckerte Sahnecreme - wird durchs Fenster gereicht. Wir trinken ihn unter Bäumen, zwischen vielen Männern, wenigen Frauen, umringt von den Stimmen und Geräuschen eines vollendeten südlichen Nachmittags.

Später dann, Fuencaliente, Südzipfel. Windmühlen stehen hier an der Küste. Wir sehen sie, wenn wir über Vulkane spazieren, über ihre schwarzbraunen Hänge aus Asche, an Kratern entlang, zum Beispiel über Teneguía, den jüngsten Vulkan, der sich erst in den Siebzigern aus der Inselerde erhob und dessen Lava die Felder bis zum Meer hinab unter sich begrub.

Am frühen Abend ist es am schönsten, wenn die Wanderer schon auf ihrem Weg zurück sind und man stehen bleibt, um auf den lauen Wind zu hören. Kurz bevor der Tag in den Abend kippt, wenn er hinüberdämmt, hinein ins Rosarote, sehen sie besonders hübsch aus, die Windräder, neben altem und neuem Leuchtturm, umkreist von Möwen, neben Salinen, wo Meersalz zu Speisesalz wird, unter einem Mond, der sich schon früh zeigt und aussieht wie eine liegende Sichel, wie eine Schale.

Strände kann man im Süden entdecken. Einsame, leere Strände, Playa Zamora, Playa Chica und all die anderen, namenlosen, gegen die ein tosender, tobender Atlantik rollt. Wir müssen nur den Wagen abstellen und die Angst überwinden, der Wind könnte ihn mitnehmen, weil er am Wagen zerrt und zieht, auch die Angst, rechts und links könnten sich Steine aus dem Fels lösen.

Als es schon dunkel ist, fahren wir an Bananenplantagen vorbei, unter einem Himmel, der alles zeigt, was er zu zeigen hat, Großen Wagen, Kleinen Wagen und so weiter, dazu diese liegende Mondsichel. Dann ein Schild, Punta Larga, Kiosco, wir biegen ab. Der Kiosco, ein Ort der Wunder im Alltag: eine Theke unter Wellblechdach, wenige Tische und Bänke, umschlossen von Lavagestein, das nach dem Wasser zu greifen scheint, wie die Finger einer Riesenhand. Nach Meer und Fisch riecht es. Plantagenarbeiter sitzen vor ihren Baracken, unter Neonlicht, mit Bierflaschen in der Hand. Sie schauen auf, wenden ihren Blick wieder ab. Bloß zwei Touristen, die ein Bier wollen. Ein Hund bellt die Wellen an.

Kein Scherz, das mit den fallenden Steinen und Felsen. Gefährlich kann es werden, die Natur bleibt unberechenbar. Schon weil sie so ungestört, so unberührt ist. Mit einer Luft, so sauber, dass man oben im Norden, dort, wo der riesige Kessel der Caldera liegt, den Sternenhimmel erforscht. Sternwarten, Teleskope hat man auf einen dieser Gipfel gesetzt, die rund um die Caldera in den Himmel ragen. Den größten Parabolspiegel weltweit hat man auf dem Roque de los Muchachos installiert, auf einer Höhe von 2500 Metern, über den Wolken, wo die Luft rein ist, wo sich nicht ein Staubkörnchen auf den Spiegel legt.

Die Caldera: immer wieder als Hauptattraktion der Insel ausgerufen. Ein großer Wurf der Natur, entstanden durch Vulkanausbrüche, heute ein Nationalpark unter Naturschutz, neun Kilometer breit, fast 2000 Meter tief, umgeben von einem Dutzend Gipfeln.

Oder Los Tilos, der unglaublichste Ort La Palmas, im saftig-feuchten Nordosten: ein Urwald aus Lorbeerbäumen, Rankengewächsen und Kaskaden, von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt. Hinter dem Mirador, mit Blick in tiefe, grüne Schluchten, steigen wir hinab, gehen über eine Hängebrücke, um auf der anderen Seite weiter hinaufzuklettern, auf einem schmalen, märchenhaften Weg höher, tiefer hinein in diesen Dschungel, auf den es seit Stunden regnet. Ein warmer Regen ist es. Nass werden wir kaum, weil die Baumkronen über uns so dicht wachsen.

Die Tropfen fallen auf Lorbeerbäume, meterhohe Farne, auf unzählige Variationen von Grün. Von allen Blättern tropft Wasser. Es perlt, rauscht, über uns Kaskaden, unter uns ein Bach, ein Bächlein eher, das kaum Wasser führt, trotz des Dauerregens. Schweißtreibender, atemloser Aufstieg. Rechts von uns nichts als bemooste Felsen, über die immerzu Wasser rinnt, links bloß der Abgrund, hunderte von Metern in die Tiefe.

Wir bleiben stehen, hören auf die Stimmen der Vögel, auf ihren Flügelschlag, ihr Kreischen, ja, ein Kreischen ist es, Zwitschern kann man es nicht nennen, dafür ist es zu laut, viel zu laut, es setzt nicht aus, nicht einmal für eine Sekunde, in diesem leise, sanft plätschernden Regen, der jetzt kaum noch ein Regen ist, eher eine nasse Wolke, die uns einhüllt. Wir hatten nicht geahnt, dass so etwas sein kann, bloß vier Flugstunden entfernt, hier, auf dem südwestlichsten Außenposten Eurolands, kaum noch Europa, eher schon Afrika.

Auch später noch wundern wir uns, wenn wir mit schmutzigen Schuhen in San Andrés sitzen, nicht weit von diesem Wald, der jeden Tropfen Wasser aufsaugt. San Andrés, das hübscheste Örtchen der Insel, ehemals Residenz der Zuckerbarone, heute beschaulich, mit weißen Häusern, roten Ziegeldächern und Terrassen, die herabfallen, Richtung tiefblaues Meer. Die Sonne wirft ein weiches Nachmittagslicht auf Kopfsteinpflaster und Kirche. Der Wind zupft an den Tischdecken. Wir sitzen bei einem Teller Tapas, Schinken und Käse und schauen auf das Wenige, das geschieht. Auf einen Herrn mit Hut und seinen Hund. Langsam gehen sie die Treppen hinab, Richtung Meer. Sie sehen aus, als hätten sie ein gewaltiges Stück Leben gemeinsam zurückgelegt und ruhten sich jetzt ein bisschen aus davon.

Zsuzsa Bánk lebt als Autorin in Frankfurt.